Zeitschrift: Theologische Zeitschrift
Herausgeber: Theologische Fakultät der Universität Basel
Band: 70 (2014)
Heft: 3

Buchbesprechung: Rezensionen

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Rezensionen

Kristin Weingart, **Stämmevolk – Staatsvolk – Gottesvolk?** Studien zur Verwendung des Israel-Namens im Alten Testament, Forschungen zum Alten Testament II 68, Mohr Siebeck, Tübingen 2014.

439 S., ISBN 978-3-16-153236-8, € 94.00.

Die von Erhard Blum betreute Tübinger Dissertation setzt sich ein anspruchsvolles Ziel: Wie ist der so unterschiedliche, ja schillernde Gebrauch der Bezeichnung «Israel» zu erklären? Weder bei den Hypothesen eines alten Stämmebunds (oder einer späten Fiktion) noch bei der Annahme einer ursprünglich auf den Norden begrenzten Bezeichnung lässt sich eine einlinige Entwicklung von den Anfängen bis in die nachexilische Zeit plausibel machen. Ebenso umstritten ist, ob (bzw. ab wann) Israel als vorwiegend religiöse, ethnische oder politische Grösse zu verstehen ist.

Weingart verzichtet auf eine Überstrapazierung der wenigen ausserbiblischen inschriftlichen Belege; stattdessen wendet sie sich dem schwierigen Studium der alttestamentlichen Texte zu. Im Anschluss an eine 30-seitige Forschungsgeschichte (mit Wellhausen einsetzend) skizziert sie ihr Vorgehen: Beeinflusst von soziologischen Theorien zu kollektiver Identität (B. Giesen, F. Barth u.a.), rechnet sie sowohl mit exkludierenden als auch inkludierenden Tendenzen, vor allem aber damit, dass der Name eines Kollektivs häufig mehrdeutig ist. Als Beispiele nennt sie «Ephraim» im Alten Testament, für die moderne Zeit «Amerika» und «Deutschland». Es hängt von der jeweiligen Situation des Sprechers (und seiner Adressaten) und dessen Interessen ab, in welchem Sinn ein Name verwendet wird und welche Abgrenzungen er impliziert. Für die Untersuchung des Namens «Israel» konzentriert sich Weingart – aus heuristischen Gründen – auf zwei Epochen, in denen unterschiedliche Abgrenzungs-Interessen deutlicher erkennbar sind: einerseits die persische Zeit, andrerseits «Israel» als Bezeichnung Gesamt-Israels oder Judas am Ende des Nordreichs.

In den Schriften der persischen Zeit fallen bei der Auseinandersetzung mit den Samariern sowohl inkludierende als auch exkludierende Tendenzen auf. Als Beispiele einer *polemisch-exkludierenden* Sicht bespricht Weingart ausführlich und differenziert IIKön 17, Neh, Esr und einige späte Prophetentexte. Anhand der Chronikbücher und einiger Prophetentexte zeigt sie *inkludierende* Israel-Konzeptionen, welche die Nachkommen der Nordstämme in eine Jerusalemer Sicht integrieren.

Naturgemäss umstrittener ist die Bestimmung von Texten vor dem Ende des Nordreichs. Weingart beginnt mit der an Ambivalenzen reichen Thronfolgeerzählung, die sie mit guten Argumenten als Weisheitsschrift «im Kontext der höfischen (Aus-)Bildung von Eliten» vermutet. Israel meint hier teils Gesamt-Israel, teils nur den Norden, wobei dann die disambiguierende Formulierung «Israel und Juda» notwendig wird. Weingart schliesst, dass hier die gesamtisraelitische Referenz die vorherrschende Erwartung für den Israel-Namen darstellt. In den spärlichen protojesajanischen Belegen sowie in Mi 1-3 kann Juda direkt als Israel angesprochen werden. Neben diese judäischen Tex-

te tritt die Untersuchung der nordisraelitisch geprägten Erzählungen über Jakob und Josef sowie Hos 5,1-6,6. Weingart sieht Gen 29,41-30,24 als einheitliche Erzählung, welche eine genealogische Auskunft über die innere Strukturierung Israels gibt und vor 720 v.Chr. leichter zu erklären ist als nachher. Bei der Josef-Erzählung betont sie vor allem das Ringen um Benjamin sowie den Umstand, dass Juda erst an vierter Stelle kommt. Auch bei Hosea findet sie einen gesamt-israelitischen Zusammenhalt durch den Rückgriff auf die tribale Israel-Konzeption eingespielt.

Der letzte Teil der Monographie («Synthesen») setzt nochmals bei den persischen Texten ein und untersucht ausführlich die Prävalenz einer Konzeption von Israel als eines in Stämme gegliederten Volkes (die Darstellung widerspricht den damals aktuellen Interessen und kann deshalb keine späte Fiktion sein). Ein innerjudäischer Diskurs über Ausschluss oder Integration Samarias wird an den Texten sichtbar; Weingart bringt dies mit dem Bau eines JHWH-Tempels auf dem Garizim (Mitte 5. Jh.) in Verbindung. Anschliessend versucht sie, mit geringerer Textbasis, für das 8. Jh. und zuvor das Bewusstsein eines tribalen Israel (im Sinne eines *primordial code*) nachzuweisen.

Der Autorin ist zu danken für ihre umsichtig beobachtende und argumentierende Arbeit, die auf extreme Hypothesen und («genial» wirkende) Spätdatierungen verzichtet. Dem Rezensenten ergibt sich eine plausible Synthese einer komplexen Thematik. Ausführliche Register helfen, das reichhaltige Werk zu erschliessen.

Edgar Kellenberger, Oberwil

Klaus Seybold, **Unterwegs zum Alten Testament.** Exkursionen in die biblische Welt. Beiträge zum Verstehen der Bibel Band 19, LIT-Verlag, Münster 2010.

VI+265 S., ISBN 978-3-643-80042-8, € 18.90.

Diese auf vielfältige Wege zum Alten Testament einladende Sammlung von 20 kurzen Aufsätzen ist zu einer der letzten Veröffentlichungen des 2011 verstorbenen langjährigen Basler Alttestamentlers Klaus Seybold geworden. Sie zeigt in bester Weise die Gabe des Autors auf, wichtige, aber auch zunächst nebensächlich erscheinende Themen allgemeinverständlich und oft überzeugend darzustellen. Angemessenes Gewicht erhält dabei der Nachdruck, mit dem er auf Formen der hebräischen Sprache und Poesie hinweist – nicht nur in Psalmtexten.

Eine erste Gruppe von Aufsätzen befasst sich schwergewichtig mit Sprachformen: mündlich überliefertes Erinnern einer Vielzahl von Tradenten als religiös prägende Vorstufe der Schriftwerdung; Studien zu einzelnen Wörtern und Begriffen oder zur Charakterisierung von Weisheit; die Frage nach der Sprachstruktur ägyptisch geprägter, tief symbolischer Liebespoesie mit anregenden Beispielen aus dem Hohen Lied. Sehr instruktiv sind auch Überlegungen zur Bestimmung des Parallelismus membrorum in der hebräischen Literatur vor dem Hintergrund des orientalischen Umfelds. Zwei Abschnitte laden ein in die Welt des Traumes in der Bibel und der Funktion des Schlafes anhand einer eindringlichen Exegese von Jer 31,26, wobei der im unmittelbaren Kon-

text rätselhafte Vers als möglicher ursprünglicher Schluss von 20,7-18 gedeutet wird. Die Ausführungen über Opfervorstellungen im Alten Testament führen überzeugend zur von der Prophetie ausgehenden Opferkritik. Ein nächster Beitrag stellt anhand der Immanuelperikope Jes 7 die aktive Rolle der Prophetie im politischen Handeln vor: Sie entdeckt die Politik als Herausforderung, versucht aufgrund der Erinnerung an die Konstanten der Geschichte von Religion und Glauben auf die Haltung der politisch Handelnden einzuwirken und fordert von ihnen, Verantwortung wahrzunehmen. Auf andere Weise wirkt das kritische Potenzial von Gottes Handeln im Gedicht vom Tag JHWHs in Zeph 1. Eindrücklich kommt das Schwergewicht von Seybolds Hören auf den Text in der Sprachanalyse der Fastenpredigt des «dichtenden Propheten» in Jes 58 und der Darstellung von Joels prophetischem Stil zum Tragen. Ein kurzer Beitrag zu einem Themenheft über Krankheit und Heilung fasst frühere ausführlichere Darlegungen zusammen und weist auf die sozialen Aspekte hin, die nach den Psalmen ursächlich mit ihnen verbunden sind. Aus der Habakuk-Auslegung im Zürcher Bibelkommentar stammt die Deutung der psalmartigen Passagen 1,2-4.12-1; 2,1*.4.20; 3,7*.8*.13b-14.17-19 als einheitliches Psalmgedicht, das wohl ursprünglich unabhängig auf den Rand einer alten Textrolle geschrieben und erst sekundär mit dem Prophetentext kombiniert worden sei: ein bemerkenswerter Hintergrund des theologisch sehr bedeutsam gewordenen Freispruchs «der Gerechte – auf Grund seiner Treue soll er am Leben bleiben.» Nach einem kurzen Ausblick auf die Erstausgabe der Texte aus Höhle 4 in Qumran ist die hier erstmals veröffentlichte, wie gewohnt textgetreue Übersetzung und kurze Auslegung von sieben relativ gut erhaltenen Psalmen aus Höhle 11 (Ps 154; Dankgebet «Plea»; Lobrede auf Zion; Ps 155; Schöpfungshymnus; Ps 151 A; Verzeichnis der Werke Davids) zu den wertvollen Stücken der ausufernden Qumran-Literatur zu rechnen. Die Gedanken zur alttestamentlichen Landverheissung münden in die (jedenfalls) priesterschriftliche Erkenntnis, dass ein Leben als Gottesvolk ohne Landbesitz möglich war. In anderer Weise spannend sind die auf Seybolds Teilnahme am archäologischen Lehrkurs basierenden Erwägungen zur Lage des zweimal in den Überlieferungen von Simson erwähnten «zwischen Zora und Eschtaol.» Nochmals in die biblische – diesmal neutestamentliche – Geographie führt eine äusserst genaue Untersuchung zur Lage von Dalmanutha (Mk 8,10). Sie führt zur Hypothese, Dalmanutha sei am Westufer des Sees Genezareth, in der Uferregion bei der Mündung des Zalmon-Flüsschens gelegen. Dazu ist nun dankbar anzufügen, dass diese Vermutung jetzt durch archäologische Untersuchungen bestätigt worden ist: Reste einer dortigen städtischen Siedlung werden am ehesten als diejenigen von Dalmanutha angesehen (K.R. Dark, Archaeological Evidence for a Previously unrecognised Roman Town near the Sea of Galilee, Palestine Exploration Quarterly 145 [2013] 185-202).

Genaue Literaturangaben, wissenschaftliche Anmerkungen und ein Stellenverzeichnis beschliessen das Buch. Insgesamt ein sehr verdankenswertes und breit zu empfehlendes Vermächtnis von Klaus Seybold!

Felix Mathys, Wädenswil

Kathy Ehrensperger, **Paul at the Crossroads of Cultures.** Theologizing in the Space Between, Library of New Testament Studies 456, Bloomsbury Publishing, London 2013.

288 S., ISBN 978-0567662620, £ 65.00.

Paulus, ausgesandt zu den Völkern, bewegte sich in seinem Leben und Wirken im Kontext interkultureller Interaktion und Kommunikation zwischen jüdischen, griechischen, römischen und noch weiteren kulturellen und ethnischen Traditionen. Wie sich diese Kulturen zu einander und Paulus an den «Crossroads» zwischen ihnen verhalten, ist das Thema der vorliegenden Studie. Ehrensperger setzt im ersten Teil (I Setting the Scene: Paradigms and Contexts) ein mit einer Kritik am Potential des heuristischen Modells von Hybridität für die Antike, das über lange Zeit auch für den so genannten Hellenismus postuliert wurde und noch immer wird. Da schlicht alle Kulturen mehr oder minder als hybrid gelten können, erscheint das Hybriditäts-Modell soziologisch betrachtet wenig hilfreich, um interkulturelle Interaktion zu beschreiben. Vielversprechender erscheinen Ansätze, die sich aus der modernen Forschung zu Mehrsprachigkeit und Multikulturalität anbieten. Materiale und literarische Zeugnisse von Mehrsprachigkeit und Multikulturalität in der Antike sprechen für das Potential dieses für die Paulusforschung neuen Paradigmas. Gleich wie eine Person mehr als eine Sprache beherrschen kann, kann sie bis zu einem sehr hohen Grad auch in mehr als einer Kultur leben, ohne diese zu vermischen oder in ihrer Besonderheit und Verschiedenheit durcheinander zu bringen. Mit Floya Anthias betont Ehrensperger die entscheidende Bedeutung einer gemeinsamen Geschichte der Zugehörigkeit (shared narrative of belonging) als Kriterium für die Untersuchung von interkultureller Auseinandersetzung und der Bildung von Identität im fraglichen Zeitraum. Sprache, Kultur und Identität sind auf der Ebene der einzelnen Person, aber auch von Gruppen zwar unterscheid-, aber nicht trennbar.

In Teil II (Paul at the Crossroads) arbeitet Ehrensperger zunächst Paulus' eigenen Habitus (à la Bourdieu) auf. Diesen sieht sie geprägt von der sozialen und symbolischen Welt des Judentums vor 70 n.d.Z. Paulus schreibt Griechisch und bezieht sich gleichzeitig auf die hebräische Tradition und betont seine Zugehörigkeit zum Volk Israel. Allein diese Tatsachen sprechen dafür, dass Paulus mehrsprachig/multikulturell war und sich der Unterschiede bewusst war. Er verstand es, sich in unterschiedlichen Völkern, Kulturen und Traditionen zu bewegen. Als «go-between», als Hermeneut, als Mediator versuchte er, eine Botschaft von einer Welt in eine andere zu übersetzen.

Die Christusbotschaft machte auf keinem anderen Hintergrund Sinn als auf demjenigen der jüdischen Tradition. Die Herausforderung für Paulus bestand darin, den jüdischen Narrativ im Lichte des Christusereignisses in die soziale und symbolische Welt von Christus-Anhängerinnen und -Anhängern aus den Völkern hinein zu interpretieren und übersetzen.

Exemplarisch zeigt Ehrensperger am Thema von Kultpraktiken und Ritualen mögliche Implikationen gelebter «pistis» sowie der Frage von Kultpraktiken im Zusammen-

hang des Essens auf. Es zeigt sich, dass Christusgläubige aus den Völkern die grosse Herausforderung zu meistern hatten, ihren «Habitus» sowohl auf der narrativen als auch auf der praktischen Ebene transformieren zu müssen. Damit die Botschaft überhaupt Sinn machen konnte, musste sie Elemente aufnehmen, die für diese Gläubigen schon vor ihrer Zuwendung zur Christusbewegung wichtig gewesen waren.

Ehrensperger schliesst ihre Arbeit, den Untertitel des Buches aufgreifend, mit einem Kapitel zu «Theologizing in the Space-Between». Die Assoziation zu Homi K. Bhaba lässt die Leserinnen und Leser angesichts der pointierten Kritik am Hybriditätskonzept zunächst staunen. Der space-between wird dann aber aufgelöst als nicht-Ort. Es ist lediglich eine Kreuzung, an der sich Menschen aus verschiedenen Völkern, Kulturen, Sprachen und Traditionen treffen. Hier findet «theologizing» im Sinne von übersetzen/verhandeln von Bedeutung statt, was zur Identitätsfindung der Beteiligten beiträgt. Aber der «place of belonging» ist nicht hier. Ekklesia zu sein bedeutete, alle Aspekte des Lebens zu durchwirken, aber nicht das frühere Leben gänzlich zu ersetzen. Paulus unterschätzte wahrscheinlich die sozialen Implikationen davon.

Ehrenspergers Arbeit enthält Indices zu biblischen und anderen antiken Quellen sowie zu den modernen Autorinnen und Autoren. In der Lektorierung wurden leider zahlreiche Fehler übersehen, etwa hinsichtlich griechischer und hebräischer Begriffe und Zitate sowie nicht korrekter Bibelstellenangaben.

Der für die Paulusforschung innovative Ansatz der Mehrsprachigkeit/Multikulturalität und der überzeugend aufgearbeitete theoretische Hintergrund eröffnen ein weites Feld und laden Forschende ein, Paulusbriefe an der «Crossroad of Cultures» auf weitere konkrete Themen hin vertieft zu untersuchen und um andere Ansätze zu erweitern wie beispielsweise raumwissenschaftliche Diskurse.

Esther Kobel, Basel

Uwe Plath, **Der Fall Servet und die Kontroverse um die Freiheit des Glaubens und Gewissens.** Castellio, Calvin und Basel 1552-1556. Hg.v. Wolfgang F. Stammler, Alcorde Verlag, Essen 2014.

456 S., 44 Abb., ISBN 978-3-939973-63-8, € 32.00, CHF 40.50.

Es ist von grossem Gewicht und von erheblicher Aussagekraft, unter welchem Titel ein Buch in die Welt hinausgeschickt wird. Der vorliegende Band ist die Neuauflage einer von Werner Kaegi angeregten Dissertation, die 1974 unter dem Titel *Calvin und Basel in den Jahren 1552-1556* veröffentlicht und bereits im selben Jahr von Heiner Faulenbach in dieser Zeitschrift besprochen – eher: angezeigt – worden ist (30. Jg. 1974, S. 368). Der Autor wollte seinerzeit Paul Wernles Studie *Calvin und Basel bis zum Tode des Myconius. 1535-1552*, als Rektoratsprogramm 1909 erschienen, fortsetzen und ursprünglich bis zum Tode Calvins weiterführen – letztere Absicht erwies sich angesichts der Fülle des Materials seinerzeit als undurchführbar, so dass der letzte Aufenthalt Calvins in Basel als Schlusspunkt gewählt wurde. Der Focus der Arbeit liegt also bei Calvin und seinem Verhältnis zur Humanistenstadt am Rhein. Es ist bezeichnend, dass sie gleich-

zeitig in zwei Basler Reihen (den *Beiträge[n] zur Geschichtswissenschaft* als Band 133 und den *Studien zur historischen und systematischen Theologie* als Band 22) herausgekommen ist. Einen inhaltlichen Schwerpunkt in Gestalt eines Sachthemas weist der Titel nicht aus.

Das ist bei der Neuauflage entschieden anders. Der neue Titel verdankt sich dem gestiegenen Interesse an Sebastian Castellio und an der Frage nach religiöser Toleranz, die er als einer der ersten vorbildlich beantwortet hat. Dieses Interesse tritt immer dann in den Vordergrund, wenn die Toleranz bedroht ist. Es ist kein Zufall, dass Stefan Zweig Castellio gerade während der Nazizeit entdeckte und seinem 1938 erschienenen Buch den Titel *Ein Gewissen gegen die Gewalt* gab. Dieser Roman hatte den Humanisten der Vergessenheit entrissen (die Rezeption der grossen Biographie von Ferdinand Buisson *Sébastien Castellion* von 1892 war auf Gelehrtenkreise beschränkt geblieben), in der er dann allerdings für die grosse Öffentlichkeit für zwei Generationen lang wieder versinken sollte. Heute, da die Problematik religiöser Toleranz durch fanatische muslimische Gruppen, nicht zuletzt aber auch durch die Ansprüche fundamentalistischer christlicher Kreise, erneut virulent geworden ist, scheint der Augenblick gekommen, sich wieder auf Castellio als einen Vordenker zu besinnen, was der Alcorde-Verlag durch den Sammelband *Das Manifest der Toleranz* bereits 2013 begonnen und mit einer Übersetzung von Castellios *Contra libellum Calvini* noch 2014 fortzuführen sich vorgenommen hat.

Dazu kam das Calvin-Jubiläum 2009. In seinem Vorwort zur Neuausgabe zitiert der Herausgeber den damaligen Leiter des Projekts Calvin 2009, Serge Fornerod, mit den Worten «Nieder mit den Miesmachern!» und dem Ansinnen, Calvin «zu feiern und zu ehren [...] ohne falsche Bescheidenheit und gespielte Schuldgefühle» (17) und fragt seinerseits: «Welche Schuldgefühle muss man denn ‹spielen› angesichts der Bilanz des Schreckens, die Calvins Kirchenregime bei seinem Tod vor nunmehr 450 Jahren hinterließ?» (18). Ziel der Neuauflage ist es, «im Zuge der Wiederentdeckung Castellios, dessen Geburtstag sich 2015 ebenfalls zum 500. Mal jährt, Uwe Plaths Arbeit noch einmal einem breiteren Publikum vorzustellen» und seine Ergebnisse «für die öffentliche Diskussion fruchtbar zu machen» (ebd.). Plath selbst – mittlerweile pensionierter Studiendirektor in Lüneburg – hat ein eigenes neues Vorwort beigesteuert, in dem er nicht nur neuere Forschungsliteratur anführt (Hans R. Guggisberg, Peter Opitz in der neuen Calvin-Studienausgabe, die Biographien von Hermann J. Selderhuis, Christian Link, Christoph Strohm, Volker Reinhardt und Reiner Roloff, Carlos Gillys Dissertation *Spanien und der Basler Buchdruck bis 1600*, Maurice Baumann u.a.), sondern auch den neuen Titel sachlich begründet und die Ergebnisse kurz zusammenfasst: «Die vielen Personen, die uns im Zusammenhang mit der Toleranzkontroverse als Gegner Calvins begegnen, und die Fülle der Schriftstücke, die Calvins Verhalten kritisieren, dürften die bekannten» – und etwa von Joseph Lecler, Peter Opitz oder Francois Wendel immer noch wiederholten – «Thesen widerlegen, es seien ‹nur einzelne Humanisten› gewesen, die sich über Calvins ‹religiöse Intoleranz› empört und ‹zu ihrer Zeit kein großes Aufsehen erregt› hätten; der Protest gegen Calvin sei ‹zeitgenössisch gesehen marginal› gewesen, er habe ‹nur wenig Widerhall› gefunden, die Verbrennung Servets sei ‹der

Irrtum des Jahrhunderts› (‹l'erreur du temps›) gewesen, sie habe also dem ‹Rechtsempfinden› der damaligen Zeit entsprochen.» (28) Nein: «die Verbrennung Servets war kein ‹Irrtum des Jahrhunderts›, sie war ein Irrtum Calvins» (ebd.). Sie hat dem Ansehen des Genfer Reformators in Basel zudem stark geschadet: 1556 verweigerte ihm die Universität die Ehrengaben Wein und Brot, die angesehenen Besuchern gewöhnlich gereicht wurden.

Die Untersuchung selbst geht chronologisch vor: Nach einem Rückblick auf die Jahre 1535 bis 1552 geht es in Kapitel II um die anderthalb Jahre vor der Verhaftung Servets in Genf; die Kapitel III bis VI und XII dokumentieren den Streit um Servet und die folgende literarische Kontroverse. Die dazwischen liegenden Kapitel thematisieren die Verbindungen zwischen Basel und Italien, Mömpelgard und Poitiers, Celio Secondo Curiones Kampf gegen Calvins Prädestinationslehre in *De amplitudine beati regni Dei*, Calvins Entfremdung von Simon Sulzer und die Spannungen zwischen Bern und Genf sowie die Vermittlungsbemühungen Basels und Zürichs im Zusammenhang mit der Erneuerung des Burgrechtes. Die Arbeit lebt von einer enormen Quellenkenntnis, welche diese Jahre in einer zugleich präzisen wie bildkräftigen Sprache lebendig werden lässt. Es entsteht das Portrait einer Stadt, die dank ihrer geographischen Lage an der Grenze zwischen deutschem und französischem Kulturraum, ihrer politischen Eigenständigkeit, ihrer erasmischen Tradition und ihrer vielen Migranten (vornehmlich aus den romanischen Ländern) zu einem Hort der Heterodoxie geworden war: Neben Curione und Castellio sind Bernardino Ochino, Fausto und Lelio Sozzini, sind Giovanni Leonardi und Guiglielmo Grataroli zu nennen, neben David Joris und Sebastian Franck stehen der Walliser Thomas Platter, der Ingelheimer Sebastian Münster und die Einheimischen Bonifacius Amerbach und Johannes Oporin. Wie langweilig, humorlos, geisttötend (und leider eben nicht nur den Geist tötend) ist dagegen jede Orthodoxie, die geradezu zwangsläufig intolerant werden muss!

Die Neuausgabe von Uwe Platts fundierter Arbeit ist ein wirklich schönes Buch: sorgfältig und gediegen und mit vielen Abbildungen versehen. Das Bild auf S. 62 freilich zeigt nicht den Antistes Simon Sulzer (1508-1595), sondern den Aufklärungsphilosophen Johann Georg Sulzer (1720-1779) – ein peinliches Versehen, das mit einem unbefangenen Blick auf die Haartracht des Dargestellten zu vermeiden gewesen wäre. *Nobody is perfect* – doch dieser Irrtum sollte in den vielen kommenden Auflagen, die dem Buch zu wünschen sind, diskret beseitigt werden.

Hermann-Peter Eberlein, Wuppertal

Kurze, zuverlässige Nachricht von der Brüder-Unität. Das Zeremonienbüchlein (1757) von David Cranz, eingeleitet und neu herausgegeben von Rudolf Dellsperger, Herrnhuter Verlag, Herrnhut 2014.- Beiheft der «Unitas Fratrum», Nr. 23.

108 S., ISBN 978-3-931956-43-1, € 14.00.

Der Zürcher Kupferstecher und Verleger David Herrliberger (1697-1777) veröffentlichte in den vierziger Jahren des 18. Jahrhunderts die deutsche Uebersetzung eines

französischen Sammelwerkes über «Zeremonien und Gebräuche» von Religionen und Religionsparteien, von Kirchen und Konfessionen. Im Zeitalter der Enzyklopädisten zeichneten sich die einzelnen Beiträge durch hohes wissenschaftliches Niveau aus. In der Absicht, den Kosmos religiöser Phänomene abzubilden, sollten sie im Geist der Objektivität von irgendeinem werbenden Ton oder gar von alleinigem Wahrheitsanspruch absehen. Zur Weiterentwicklung des Werkes erging eine Einladung an die jüngst entstandene Brüdergemeine (Unitas fratrum), eine Selbstdarstellung für die Aufnahme in dieses «Konfessions- und religionskundliche Universallexikon» (S.25) zu liefern – ein Beweis, welche Bedeutung Zeitgenossen der weltweit agierenden Brüdergemeine beimassen. Die Herrnhuter nahmen die Herausforderung an. Aufgrund verschiedener Vorarbeiten – auch des Grafen von Zinzendorf selbst – stellte der prominente Herrnhuter David Cranz (1723-1777) den Text des brüderischen Beitrages her. Allerdings fand die Arbeit keine Aufnahme in das Sammelwerk, sondern wurde 1757 als selbständige Veröffentlichung, vermutlich gedruckt bei Daniel Eckenstein in Basel, herausgebracht.

Jetzt liegt das «Zeremonienbüchlein» zum erstenmal in einer modernen Edition vor. Der Herausgeber Rudolf Dellsperger entschlüsselte in mustergültiger Weise die äusserst verwickelte Entstehungsgeschichte, versah Text wie Abbildungen mit den nötigen Erläuterungen und nahm eine sorgfältige zeitgeschichtliche Einordnung vor. Der Titel «Zeremonienbüchlein» trifft nur einen – wenn auch sehr wichtigen – Teil des Inhalts. Der erste Teil mit einer historischen Einführung behandelt nämlich das Verhältnis zu anderen Kirchen, das durchwegs in freundlichem Licht erscheint. Und ebenso positiv wird die Akzeptanz der Herrnhuter durch weltliche Mächte geschildert. Das fällt umso leichter, als der Katholizismus nicht behandelt wird. Ein apologetisches Gefälle ist unverkennbar. Beim «Lehrbegriff» steht die Bibel im Zentrum, als Bekenntnisschrift gilt die Augsburger Konfession und als «Pastoralinstruktion» der Berner Synodus von 1532. Ausführlich kommt die Organisation zur Sprache – sowohl der universalen Brüderkirche wie der einzelnen Gemeinde. Die sehr detaillierten Regelungen mögen bisweilen eher Ideal als Wirklichkeit widerspiegeln, dahinter steht die Absicht, durch die Ordnung der Gemeinschaft dem einzelnen Mitglied zu einem Leben im Geist des Evangeliums zu verhelfen. Männer und Frauen sind in der Gemeine weitgehend gleichberechtigt. Neben dem Amt der Diakone gibt es das der Diakonissen, die «auch durch Aeltestinnen ihres eigenen Gechlechtes eingesegnet werden». Bemerkenswerterweise begründet das «Zeremonienbüchlein» diese Praxis mit einem Hinweis auf den Apostel Paulus, der die Benachteiligung von Frauen als einer vergangenen Zeit angehörig erklärt habe (S.73). Eine sorgfältige Darstellung erfahren die gottesdienstlichen Handlungen wie Taufe, Abendmahl, Fusswaschung, Liebesmahl (Agape) oder Versammlungen und Liturgien im Tages-, Wochen- und Jahreslauf. Alle Veranstaltungen prägt das reichhaltige gemeinsame Singen.

Einen besonderen Wert erhielt das «Zeremonienbüchlein» durch die Hinzufügung von 16 Kupfertafeln, die in der Edition vollzählig wiedergegeben sind. Abgebildet werden liturgische Handlungen. Man erkennt die einheitlich gekleideten Mitglieder mit

Gesichtern ohne individuelle Züge, so entsteht der Eindruck von Feiern einer egalitären Gemeinschaft.

Herrlibergers Projekt scheiterte. Die Aufnahme des «Zeremonienbüchleins» in dessen «Zeremonienwerk» kam nicht zustande. Eine explizite Begründung dafür bieten die Quellen nicht, doch hat der Herausgeber eine überzeugende Erklärung geliefert. Zum einen war die Unität «Zielscheibe ebenso heftiger wie haltloser Kritik» (S.37). Man warf ihr Ausschweifungen und Schwärmertum vor, was zu Warnungen Anlass gebe. Das Ende des Herrnhutertums sei nahe. Die positive Selbstdarstellung einer blühenden, weltweiten Kirche, so Dellsperger, passte nicht zu diesem kritischen Bild der Zeitgenossen. Zum anderen wollten sich die Herrnhuter nicht in einem Sammelwerk wiederfinden, in dem die Religion lächerlich gemacht werde. So hatten beide Seiten Gründe, von einer Veröffentlichung im Rahmen des «Zeremonienwerkes» abzusehen. Man kann darin durchaus die Unvereinbarkeit von aufgeklärten Ansprüchen und pietistischem Selbstverständnis sehen.

Alles in allem: Eine wohlfeile Einführung in das Herrnhutertum in vorzüglicher editorischer Aufbereitung.

Ulrich Gäbler, Riehen

Józef Niewiadomski, Roman A. Siebenrock (Hg.), **Opfer – Helden – Märtyrer.** Das Martyrium als religionspolitologische Herausforderung, Innsbrucker theologische Studien 83, Tyrolia-Verlag, Innsbruck-Wien 2011.

399 S., ISBN 978-3-7022-3105-7, € 19.00.

Im Zusammenhang mit der Erinnerung an den Aufstand der Tiroler unter Andreas Hofer gegen die bayrischen und französischen Truppen 1809 im Tiroler «Gedenkjahr 2009» veranstaltete der Forschungsschwerpunkt «Religion-Gewalt-Kommunikation-Weltordnung» der Katholisch-Theologischen Fakultät Innsbruck den Kongress «Martyrium als religiös-politische Herausforderung». Die hier vorgelegten Referate und Berichte von den Workshops spannen einen Bogen von der Erinnerung an den Sandwirt zu den heutigen Erweiterungen des Märtyrer-Begriffs in religiös-politischen Kontexten. Bereits der Mythos Andreas Hofer ist durch entsprechende Motive bestimmt, da der ihn auf dem Wege zur Hinrichtung begleitende Propst Manifesti meinte, dieser sei in Mantua am 20. Februar 1809 «wie ein unerschrockener Märtyrer» gestorben.

Dem Anspruch des Kongresses entsprach die Teilnahme des Innsbrucker Bischofs Martin Scheuer, der Tiroler Märtyrer aus der NS-Zeit vorstellte, und des Bischofs Karl Golser von Bozen-Brixen, der im Abschlussgottesdienst die Predigt hielt. Die Vielschichtigkeit des Problems von den Ursprüngen des Märtyrer-Begriffs bis zu den heutigen Selbstmordattentätern, dem Opfertod im Unterhaltungsfilm oder den Aufgaben einer religionspädagogischen Erschliessung verlangt einen interdisziplinären Zugriff. Zwar stammen viele Beiträge von Mitgliedern der Innsbrucker Universität, besonders Theologen; hinzu kamen auswärtige Referenten wie Johann Maier, Köln, der die jüdische Tradition vorstellte, oder Hamideh Modagheghi, Paderborn, der sich in schiitischer Perspektive

gegen «eine verengte und scheinheilige Wahrnehmung» und die «Instrumentalisierung der Religion» zur Legitimation von «Untaten» wandte; Hans Maier, München, hielt den Eröffnungsvortrag über die Ausweitung des Märtyrerbegriffs in der Gegenwart. Der ökumenischen Öffnung dienten die Vorträge von Astrid von Schlachta über «Täuferische Identität und Martyrium in der Frühen Neuzeit» und von Sybille Moser-Ernst über Leiden und Martyrien von Zeugen Jehovas in der NS-Zeit. Nicht nur die römisch-katholischen Märtyrer, sondern auch die Gegenmärtyrer des 16./17. Jahrhunderts, «die Opfer römisch-katholisch motivierter und/oder überhöhter politischer Theologie geworden sind» (R. A. Siebenrock, S. 154), sollten als «eine noch kaum aufgenommene Herausforderung der christlichen Ökumene» bedacht werden.

Generell liegt bei den historischen Beiträgen der Fokus auf Tirol; Vorgänge wie die Befreiungskriege mit ihrer religiösen Aufladung werden nur kurz erwähnt und die Diskussion über die Widerstandskämpfer des 20. Juli 1944 als Märtyrer nicht beachtet; hier wären als protestantischer Beitrag die Überlegungen von Eberhard Bethge zu einem «neuen Alphabet» des modernen Märtyrers als evangelisch-katholisches Problem und die ökumenische Annäherung in den Predigten aus Anlass des 20. Juli zu beachten (vgl. R. v. Voss/G. Ringshausen [Hgg.]: Die Predigten von Plötzensee. Zur Herausforderung des modernen Märtyrers, Berlin 2009, bes. S. 37ff.).

Da die Vielfalt der Beiträge von der Exegese von 2Makk 7 über historische Studien zu Andreas Hofer bis zur Gegenwart den Rahmen einer Rezension übersteigt, beschränke ich mich auf das leitende Verständnis von Martyrium. Nach einem kurzen Überblick über die Geschichte des Martyriums entwickelt Roman A. Siebenrock «eine christliche Kriteriologie aus katholischer Perspektive» (S. 153-172), welche die drei Massstäbe von Papst Benedikt XIV. (martyrium materialiter – formaliter ex parte tyranni – ex parte victimae) weiterentwickelt und modifiziert (vgl. ders.: Christliches Martyrium [topos-tb 667], Kevelaer 2009). Während das materiale und das formale Kriterium im Blick auf den Verursacher seit Polycarp gelten und auch auf Opfer durch Haft und Folter – nach Willibald Sandlers kürzerer Erörterung der Kriterien sogar auf das Ertragen von Leid ohne gewaltsamen Tod (S. 317) – anwendbar sind, entfaltet Siebenrock das Martyrium christologisch-soteriologisch, ethisch-politisch und ekklesiologisch-ökumenisch.

Grundsätzlich steht der Glaubensakt des Martyriums in radikaler Ohnmacht «in der Nachfolge des demütigen und armen Jesus Christus und repräsentiert die gewaltlose, erlösende Liebe Gottes am Kreuz. Das Martyrium ist ein, ja das Sakrament der Erlösung in dieser Welt diffuser Gewalt, dem wesentlich eine Dimension innergeschichtlicher Befreiung, mindestens ein Akt der Gewaltunterbrechung eignet.» (S. 157) Als «Vergegenwärtigung Jesu Christi in unüberbietbarer Weise» (S. 160) und «vollendetes Sakrament des Reiches Gottes» überragt es «alle Vermittlungsformen der Kirche» (S. 157), also Wort und Sakrament, weil hier nach K. Rahner Bekenntnis und Tat unverhüllt eins sind.

Insofern durch Martyrien die sittliche Konsequenz des Glaubens öffentlich wird, lassen sie sich gemäss dem II. Vaticanum als «Eintreten für Freiheit, Gerechtigkeit, Friede und Würde des Menschen» und damit «als geschichtliche Indikatoren der Gegenwart des Reiches Gottes» beschreiben (S. 158). Der christologischen Konzentration entspricht die

Öffnung zu allen Menschen: «Dieser Glaubensakt [!] kann auch von Nicht-Getauften als Eintreten für Wahrheit, Gerechtigkeit und Frieden von allen Menschen vollzogen werden», da und insofern in ihm «jene Beziehung zu Tod und Auferstehung gegenwärtig» ist, die gemäss GS 22 «allen Menschen durch die Kraft des Geistes eingestiftet ist.» Als Beispiel nennt Siebenrock Gandhi; aber grundlegend ist der Gedanke des «anonymen Märtyrers» für die südamerikanische Befreiungstheologie (vgl. F. Gmainer-Pranzl: Das gekreuzigte Volk, S. 326 ff.)

Indem das Martyrium «jeglicher weltlichen Macht ihren Totalitätsanspruch auf den Menschen» entzieht, kann es «als Kampf von eschatologisch-apokalyptischen Mächten interpretiert werden» (S. 159). Dabei ist es nicht konfessionell, sondern als «eine ökumenische Option für die Einheit der Kirche» zu verstehen. «Der Märtyrer bekennt sich in der Herkunft aus einer geschichtlich-konkreten Glaubensgemeinschaft zu jener Kirche, die eschatologisch in der Liturgie vorweggenommen wird. Daher kann das künftige Martyrium nicht mehr gegen andere Christ(inn)en ausgespielt werden.»

Diese «Ökumene der Martyrer» (Johannes Paul II.) stösst auf das unterschiedliche Martyriums-Verständnis der Konfessionen. Neben der soteriologischen Deutung sind die Kriterien strittig. So folgte das evangelische «Martyrologium» «Ihr Ende schauet an …» (Leipzig 2006) bei den Widerstandskämpfern des 20. Juli 1944 nicht dem Kriterium der Gewaltlosigkeit und nahm trotz des Suizids auch Henning von Tresckow auf. Dagegen gerät für Siebenrock «die persönliche Lebenshingabe immer ins Zwielicht», wenn sie «machtpolitisch gegen andere […] in Anspruch genommen wird.» (S. 169) Besonders gegen eine «zelotische Theologie» komme einem «strengen, dem Evangelium nahen Märtyrerbegriff» für das Lehramt und die Kanonisierungsprozesse besondere Bedeutung zu.

Dagegen tritt für Franz Gmainer-Pranzl (S. 321-329) im Anschluss an die südamerikanische Befreiungstheologie das Kollektiv des «gekreuzigten Volkes» (Oscar Romero) als leidender Knecht Jahwes neben den individuellen Martyrer. Wegen der Gegenwart Christi in den Armen und Gedemütigten bedeutet es Gegenwart des Heils und damit «Subjekt der Erlösung», da das «gekreuzigte Volk» als «Opfer der Sünde der Welt» nach Ignacio Ellacuria SJ zugleich dasjenige ist, das der Welt Erlösung bringt. Demgegenüber betont Siebenstock, dass die Vergegenwärtigung Jesu Christi im Martyrium als «Repräsentation in der Differenz» (S. 160) zu deuten ist.

Gerhard Ringshausen, Lüneburg

Ernst Troeltsch, **Briefe I (1884-1894)** (= Ernst Troeltsch, Kritische Gesamtausgabe im Auftrag der Kommission für Theologiegeschichtsforschung der Bayerischen Akademie der Wissenschaften hg.v. F.W. Graf, Chr. Albrecht und G. Hübinger, Bd. 18), hg.v. F.W. Graf in Zusammenarbeit mit V. Bendig, H. Haury und A. Seelos, Walter de Gruyter, Berlin/Boston 2013.

XVII + 463 S., ISBN 3-11-032164-7, € 199.95.

In seiner 1922, ein Jahr vor seinem Tod, erschienenen Selbstanzeige *Meine Bücher* bemerkt Ernst Troeltsch über seinen intellektuellen Werdegang: «Mein Erkenntniswil-

le war von früher Jugend an auf die historische Welt gerichtet, ganz ähnlich wie bei *Dilthey*. Von der Schule, einem bayerischen humanistischen Gymnasium alten Stils mit wundervoll wenig Unterrichtsstunden, wurde durch einige tüchtige Lehrer dieser Drang mit Stoff und Nahrung versehen. Für die Naturwissenschaft sorgte das Elternhaus, das Haus eines Arztes, der mich gern zum Mediziner machen wollte und frühzeitig in naturwissenschaftliche Beobachtungen und Sammlungen hineintrieb. [...] So kam es, daß ich von Anfang an alle historisch-kulturphilosophischen Probleme im Rahmen eines naturwissenschaftlichen Weltbildes lernte und die Ineinandersetzung beider Welten als ein brennendes theoretisches und praktisches Problem zugleich empfand.» (E. Troeltsch, Meine Bücher, in: ders., Gesammelte Schriften, Bd. IV, Tübingen 1925, 3-18 [3f.]) Wie auch immer man Troeltschs späte Selbstdeutung seiner intellektuellen Biographie im Spannungsfeld von Natur- und Geisteswissenschaften im Einzelnen beurteilen mag, um die Aufgabe, sie an den überlieferten Quellenmaterialien aus seiner frühen Schul- und Studienzeit kritisch gegenzulesen, kommt keine Beschäftigung mit dem Werk des grossen Theologen und Religionsphilosophen umhin. Der hier anzuzeigende Band 18 der *Kritischen Gesamtausgabe* der Werke des Heidelberger und Berliner Gelehrten, der erste Band mit den Briefen von und an Troeltsch, wird dabei eine unentbehrliche Rolle spielen. Er macht 119 Briefe (102 Briefe von Troeltsch und 17 an ihn) aus den Jahren 1884 bis 1894 zugänglich, die «mit wenigen Ausnahmen bisher nicht bekannt» (VI) waren. Diese Quellenmaterialien erlauben es, den Werdegang des jungen Theologen differenzierter zu verstehen, als es bislang möglich war. Der von *Friedrich Wilhelm Graf* in Zusammenarbeit mit *Volker Bendig*, *Harald Haury* und *Alexander Seelos* herausgegebene Band ist das Resultat jahrelanger intensiver und detektivischer Archivrecherchen. Waren bis in die 1980er Jahre ca. 200 Briefe Troeltschs bekannt, so sind es zurzeit mehr als 1300 (V. 1-4). Dies führte dazu, dass die in der ursprünglichen Konzeption der *Kritischen Gesamtausgabe* der Werke von Troeltsch vorgesehenen zwei Briefbände auf drei erweitert wurden. Von diesem Gesamtbestand werden in dem vorliegenden Band diejenigen aus der Studienzeit, dem Münchner Vikariat, der Göttinger Promotionszeit und den Bonner Jahren als Extraordinarius mitgeteilt. Die Edition macht damit alle bislang bekannten Briefe Troeltschs bis zu seinem Wechsel nach Heidelberg im Jahre 1894 zugänglich.

Die vorzügliche Edition der Briefe des jungen Troeltsch wird – nach der Darlegung der Editionsprinzipien der Kritischen Gesamtausgabe (XI-XVII) – durch eine umsichtige *Einleitung* des Herausgebers eröffnet (1-46). Sie informiert über den Quellenbestand der frühen Briefe vor dem Hintergrund der Gesamtkorrespondenz des Heidelberger und Berliner Theologen, die Etappen seines Werdegangs zwischen dem Augsburger Elternhaus und der Bonner Professur für Systematische Theologie sowie einem ausführlichen Überblick über die Verbindung Uttenruthia, deren Mitglied Troeltsch drei Tage nach seiner Immatrikulation am 31. Oktober 1884 an der Theologischen Fakultät der Universität Erlangen wurde. Behutsam deutet der Herausgeber das Ringen des jungen Theologiestudenten und Göttinger Promovenden um eine eigene theologische Position im Umfeld von Familie und Freundschaftskult (28-44). Nach

kurzen Bemerkungen zu den für den ersten Briefband besonderen Editionsprinzipien (44-46), Faksimiles sowie dem Korrespondenzverzeichnis (47-52) folgt die Edition der Briefe im Hauptteil des Bandes (55-387). Ein Anhang bietet eine erweiterte Version von Troeltschs Gedicht *Weg zur Wahrheit*, von dem er eine alternative Fassung seinem Vater zu dessen 52. Geburtstag am 7. Dezember 1884 (vgl. 56-60) schickte (389-398). Biogramme von Troeltschs Korrespondenzpartnern (399-409), ein differenziertes und umfassendes Literaturverzeichnis (405-423), ein Korrespondenzregister (425-427) sowie Personen- (429-437), Sach- (439-457) und Ortsregister (459f.) erschliessen dem Leser den Band.

Troeltsch studierte vom Wintersemester 1884/85 bis zum Ende des Sommersemesters 1885 in Erlangen. Nach einer zweimonatigen Wehrübung setzte er sein Studium an der Berliner Universität im Wintersemester 1885/86 und dem folgenden Sommersemester fort und wechselte im Wintersemester 1886/87 nach Göttingen. In Erlangen beendete er sein Studium. Nach dem Münchner Vikariat wurde Troeltsch in Göttingen Ende Januar mit einer Arbeit über *Vernunft und Offenbarung bei Johann Gerhard und Melanchthon* zum Lic. theol. promoviert. Am 14. März des Jahres 1892 erfolgte schliesslich der Ruf auf ein Extra-Ordinariat für Systematische Theologie an der Universität Bonn. Ein grosser Teil der in dem Band mitgeteilten Briefe stammt aus seiner Studienzeit an den drei Universitäten. Von diesen wiederum sind die meisten an Wilhelm Bousset – seinen lieben Freund Mohr – und an Julius Braun – seinen Leibburschen in der Uttenruthia – gerichtet. Ihnen gegenüber schildert er seine Orientierungssuche in den theologischen Debatten, berichtet von theologischen und philosophischen Lektüren oder macht als Anonymus Vorschläge zur Intensivierung des Verbindungslebens in der Uttenruthia (72-79). Die Briefe dokumentieren seine Suche nach einer Position im Richtungsstreit der zeitgenössischen Theologie. In ihnen versteht er sich als Realist (91), ist skeptisch gegenüber Systemkonstruktionen und versucht, theoretische und praktische Haltung auszugleichen. «Inzwischen bin ich theoretischer Skeptiker», berichtet er am 8. September 1885 an Braun, «praktisch ein gewöhnlicher Frommer» (125). Fasziniert ist der junge Troeltsch von Berlin, seinen Museen mit ihren Kunstschätzen und seiner Universität. Von dem Historiker Heinrich von Treitschke ist er «hingerissen» (128) und begeistert (138), aber auch der Ritschlianer Julius Kaftan imponiert ihm (129). «Lotze war mein großer Wohlthäter, dem ich ewig dankbar bleibe; doch habe ich mich inzwischen auf eigene Füße gestellt», schreibt er am 13. Februar 1886 an Braun. Und er fährt dann in der Mitteilung seiner Berlineindrücke fort, «Treitschkes prachtvolles Colleg, Kaftans mir auf Schritt u Tritt entgegengesetzte Ethik thun nicht wenig dazu, kurz ich fühle mich in angeregtester u produktivster Stimmung u arbeite in Folge dessen auch mit ungewohnter Kraft u Ausdauer» (162f.). Von einem Besuch in Göttingen Ende 1885 berichtet er Bousset, «Ritschl liegt dort überhaupt in der Luft» (148). Seinem Leibburschen Braun teilt er am 29. Dezember 1885 mit, er sei «auch noch von anderer Seite mit diesem merkwürdigen Mann bekannt gemacht» worden, «nämlich von Weiß, dem Sohn des ‹Berliner Theologen› wie ihn sein Todfeind Zahn nennt, einem Conkneipanten der Germanen, der in Ritschls Familie wie ein Kind des

Hauses täglich verkehrte u den vielverketzerten Häretiker also auch im Schlafrock u Hauskäppchen kennt» (150f.).

Die Briefe spiegeln eindrücklich die intellektuelle Biographie des jungen Troeltsch im Spannungsfeld von studentischer Verbindung, Universität und überlieferter christlicher Religion. In der zweiten Göttinger sowie der Bonner Zeit ändert sich der Charakter seiner Briefe. Der junge Extraordinarius ist nun mit dienstlicher Korrespondenz beschäftigt. Zu dem Austausch mit den Studienfreunden Braun und Bousset kommt die Korrespondenz mit den Verlagen Mohr Siebeck und Vandenhoeck & Ruprecht, Kollegen etc. hinzu. Im Rahmen der vorliegenden Besprechung ist es freilich nicht möglich, auf die höchst interessante und umfangreiche Korrespondenz des jungen Gelehrten im Detail einzugehen. Sie wird mit Sicherheit Gegenstand eingehender Untersuchungen werden, denen hier nicht vorgegriffen zu werden braucht. Die höchsten Standards genügende Edition der Briefe Troeltschs bietet der weiteren Erforschung seiner intellektuellen Biographie am Ende des 19. Jahrhunderts eine wichtige Grundlage. Die ausführliche Kommentierung der Briefe leistet über die Troeltschforschung hinaus einen wichtigen Beitrag zur Rekonstruktion der komplexen kirchen- und theologiegeschichtlichen Situation im Deutschen Kaiserreich. Man darf jetzt schon auf die beiden noch folgenden Briefbände gespannt sein.

Christian Danz, Wien

Christine Lienemann-Perrin, Wolfgang Lienemann (Hg.), **Religiöse Grenzüberschreitungen.** Studien zu Bekehrung, Konfessions- und Religionswechsel. **Crossing Religious Borders.** Studies on Conversion and Religious Belonging. Studien zur Außereuropäischen Christentumsgeschichte (Asien, Afrika, Lateinamerika) 20 / Studies in the History of Christianity in the Non-Western World 20, Harassowitz Verlag, Wiesbaden 2012.

956 S., ISBN 978-3-447-06795-9, € 98.00.

Dass die Begegnung von Religionen zu «Grenzüberschreitungen» in Form von Bekehrungen, Konfessions- und Religionswechsel motivieren und damit Konflikte auslösen kann, liegt auf der Hand. In dem zu präsentierenden Band liegen auf 956 eng bedruckten Seiten, weitgehend in deutscher, oft auch in englischer Sprache die Resultate eines Forschungsprojekts vor, das 2008 beim Schweizer Nationalfonds beantragt, in drei internationalen Konsultationen 2009, 2010 und 2011 beraten und schliesslich mithilfe von 35 Beiträgern unterschiedlichster Provenienzen realisiert wurde. Ein Mammut-Unternehmen!

Unter welchen übergreifenden Perspektiven ist das vielfältige, aus allen Teilen der Welt gesammelte Material zu ordnen? Nach der Erörterung der Konversionsproblematik innerhalb eines Lebenslaufs (Teil I) wird der Blick auf die im Christentum gegebenen «historische(n) Voraussetzungen von Bekehrung und Religionswechsel» (Teil II) und weiter auf «gesellschaftliche Kontexte und ökumenische Herausforderungen» gerichtet (Teil III). Dabei kommt das Problem des Verhältnisses von «christlichen Minderheiten und dominanten nicht-christlichen Mehrheitsreligionen» in den Fokus (Teil IV), was aktuell zur

Frage nach «Religionsfreiheit in Verfassungen, politischer und gesellschaftlicher Realität» überleitet (Teil V). Hilfreich ist der Vorschlag einer Arbeitsdefinition von «Konversion», die sich tabellarisch als einerseits «Konfessions-, Kirchen- und Religionswechsel», andererseits als «Religiositätswandel» darstellen lässt (27f.). Schon in der Einführung (Wolfgang Lienemann) wird ein besonderer Akzent deutlich: der Versuch, Konversion als «Prozess» zu verstehen, der seinerseits innerhalb eines «Konversionsfeldes» verläuft. Konversionen sind «stets ein Fall von *Kommunikation*» (29), gesteuert von «Binde- und Ablöse-Kräfte(n)» (33), wobei u.a. Genderspezifisches und Bildungsprozesse eine Rolle spielen.

Worauf zielt das ganze Unternehmen? Die Herausgeber formulieren als Leitfrage: «Wie kann und sollte ein in der heutigen Weltgesellschaft verantwortbarer, persönlich reflektierter sowie sozial und rechtlich geregelter Umgang mit Konvertiten und Konversionen aussehen?» (924).

Wolfgang Lienemann untersucht «Gestaltungsspielräume», innerhalb derer die auf den Menschenrechten basierende Religionsfreiheit verwirklicht werden kann. Dem Typus des «liberalen Rechtsstaats» traut er zu, dass er die interreligiöse Konfliktsituation zwar nicht auflöst, aber doch «entspannt» (890). Christine Lienemann-Perrin wendet sich den inneren und äusseren Implikationen aktiver Konversions- und Missionsbemühungen zu. Es komme darauf an, die Vielfalt von Konversionserfahrungen im biblischen Zeugnis, aber auch insbesondere in der gegenwärtigen Weltchristenheit wahr- und ernstzunehmen, denn hier deuteten sich zu erwartende Entwicklungen an. Eine niedrigschwellige Missionspraxis sei gefordert, die freilich nicht zu Profillosigkeit des Christentums führen dürfe. Der indische Theologe Thomas Thangaraj macht auf Veränderungen aufmerksam, die sich ergeben, wenn man das Christentum nicht von einem traditionellen Konzept «Kirche» her versteht, sondern als «World Christianity» (919f.).

Das Schlusswort der beiden Herausgeber, das sich freilich nur als «Zwischenbilanz» versteht (923), benennt «Elemente einer Typologie von Konversionen». Zu beachten seien konversionsabweisende bzw. -begünstigende gesellschaftliche Kräfte; der «einsame Gottsucher und Konvertit» stelle nämlich «eine ganz seltene Ausnahme» dar (930). Religiöse Zugehörigkeiten haben offenbar «etwas Schicksalhaftes» an sich (931). Konversionen können – so die Herausgeber – von den Nicht-Konvertiten als Bedrohung, von den Konvertiten als Befreiung («durch bejahte Selbstbindung», 935) erfahren werden. Religionsfreiheit impliziere «Freiheit zur Selbstbindung» (936). Aus dieser Einsicht ergeben sich konkrete «Verhaltens- und Handlungsempfehlungen» (936ff.).

Das skizzierte Studienprojekt kann zur «Entspannung» der Situation beitragen, nicht aber die bestehenden Spannungen selbst beseitigen. Dies machen beispielsweise die in einem defensiv-aggressiven Ton gehaltenen Ausführungen von Rifa'at Lenzin deutlich, einer islamischen Kommentatorin des Artikels von Wolfgang Lienemann zu möglichen «Handlungsoptionen». Sie verweist auf die ihres Erachtens enge, aus dem westlichen Individualismus geborene Perspektive dieses Ansatzes hin und stellt ihm die islamische Option für die Priorität kollektiver Rechte gegenüber. Der liberale Rechtsstaat könne der «Königsweg» für eine religiös indifferente Gesellschaft sein; de facto aber gebe es in jeder, auch der westlichen Gesellschaft, «stets privilegierte Religionsgemeinschaften» (894).

Versöhnlich fordert Lenzin immerhin, jede Gesellschaft müsse, «gestützt auf ihre historischen Erfahrungen und ihre Rechtstraditionen, ihr bestehendes Recht weiterentwickeln.» (895). Weitere dezidiert muslimische Autoren konnten nicht gefunden werden.

Andere Einzelbeiträge des ungewöhnlich umfang- und materialreichen Bandes können hier nicht eigens gewürdigt werden. Worin liegt ihre innere Mitte? Wer sind die Adressaten? Wolfgang Lienemann geht es primär um die religionsrechtliche Seite, Christine Lienemann-Perrin eher um die missiologischen Implikationen von «Konversion». Das Buch wendet sich somit einerseits an Juristen und gesellschaftliche wie politische Instanzen, andererseits an Verantwortliche in Kirche und Mission. Die Spannung zwischen beiden Perspektiven scheint mir nicht immer geklärt. Da es nicht bei Deskription bleiben, sondern zu normativen Aussagen kommen soll, stellt sich angesichts der genannten Doppelperspektive die Frage nach den Kriterien für die zu erarbeitende Normativität.

Ich habe den Band zunächst wahrgenommen als allgemeine religionswissenschaftliche Erörterung der Probleme von Bekehrung und Religionswechsel (die sich im übrigen im asiatischen Raum weitgehend anders darstellen als in den von Christentum und Islam geprägten Ländern), dann aber stärker den «christlichen» Ansatz entdeckt. Im Blick auf ihn ergeben sich mindestens drei Fragen, die weiter zu verfolgen sein werden: (1) Wie unterscheidet sich ein Kirchen- / Konfessionswechsel vom Religionswechsel? Ist Religionswechsel nicht doch von einem Übertritt aus der einen zur anderen christlichen Denomination kategorial verschieden? (2) Höchst selten kommt in dem Band ein Problem in den Blick, das zunehmend wichtiger werden dürfte: Wie steht es mit der «Konversion» ursprünglich religiös / christlich geprägter Menschen zu Agnostizismus, Areligiosität, Atheismus, wie mit der dezidierten oder schleichenden «Aversion» gegenüber Religion überhaupt? (3) Damit verbindet sich ein drittes Problem: Inwieweit ist es theologisch sachgemäss, den christlichen Glauben als eine Religion unter anderen zu verstehen? Was ergibt sich, wenn christlicher Glaube – religionstranszendierend – als ein Lebensentwurf und eine Weltsicht *sui generis* verstanden wird?

Zu würdigen und zu bewundern ist die Akribie und Kompetenz, mit der das in vielen Gegenden der Welt bedrängende Problem des Religionswechsels in einem weiten internationalen und ökumenischen Horizont angepackt und bearbeitet wurde. Mögen die hier zusammengetragenen Erkenntnisse dazu beitragen, dass Grenzüberschreitungen zwischen den Religionen als gesellschaftlich selbstverständliche und religiös fruchtbare Vorgänge begriffen werden können!

Hans-Martin Barth, Marburg

Hans-Martin Rieger, **Gesundheit.** Erkundungen zu einem menschenangemessenen Konzept, Evangelische Verlagsanstalt, Leipzig 2013.

244 S., ISBN 978-3-374-03172-6, € 19.80.

Krankheit und Gesundheit sind «Weisen des Menschseins». Sie erscheinen als Nicht-Sein-Sollendes und als Sein-Sollendes. Auf dieser Basis anthropologischer und ethischer Annahmen entwickelt der Autor sein Verständnis von Gesundheit. Er thematisiert die

Frage, «woran man sich in seinem Handeln zu orientieren gedenkt» (S. 44) und trägt zu einer kritischen Begriffsbildung bei, die dem gesunden und dem kranken Menschen dient. Die Herausforderung sieht der Theologe darin, «Kreuz *und* Auferstehung, Fragmentarität *und* Ganzheitlichkeit, Selbsttranszendenz *und* Selbstintegration zusammenzuhalten». Denn der Mensch ist im Glauben davon befreit, sich selbst vollenden und ganz machen zu müssen (S. 40).

In der ersten Hälfte des Buches beschreibt Rieger, was im Rahmen anthropologischer Rahmenkonzepte unter Gesundheit verstanden wird. In der Antike und im Mittelalter einsetzend, gelangt er bis zu den Positionen moderner medizinischer Anthropologie wie Leibphänomenologie und Salutogenese (S. 54-130). Die Einsichten der Leibphänomenologie wird Rieger später für sein eigenes Unterfangen benützen, um Leiblichkeit als ein Gemisch von Vorgegebenem und Aufgegebenem und Gesundheit als eine Dynamik mit aktiven und passiven Anteilen, als «Zustands-Fähigkeits-Gemisch» zu begreifen (S. 138).

In Form von sieben Thesen beschreibt Rieger die Grundlinien eines menschenangemessenen Gesundheitsbegriffs. Er plädiert für ein Verständnis von Gesundheit, bei dem sorgfältig unterschieden wird zwischen Funktionsfähigkeit und Bewältigungsfähigkeit, zwischen assimilativer und akkomodativer Bewältigung. Denn ein menschenangemessenes Gesundheitskonzept soll zur Bewältigung von Krankheit helfen und als Ziel gelingendes Menschsein anstreben (S. 131-185).

Die Grundlinien der sieben Thesen lässt der Autor in sein Gesundheitskonzept münden. Grundlegend für das Bewahren von Gesundheit sei, dass die Fähigkeit, mit Krankheit umzugehen, genauso gestärkt wird wie die Funktionsfähigkeit des Körpers. Die Differenz zwischen der Selbstwahrnehmung von Patienten und der objektiven Berichterstattung über ihre Funktionsfähigkeit muss ins Bewusstsein treten. Bei Schmerzbewältigungsprogrammen soll der Mensch gesehen werden, der Schmerz erleidet und nicht nur der Schmerz an und für sich. Weil Gesundheit bedeuten kann, auch mit Schmerzen leben zu können, soll die Befähigung dazu gestärkt werden. Darum, so formuliert Rieger provokativ, sind «Palliativpflege und Sterbebegleitung ein Dienst an der Gesundheit eines Menschen» (S. 211). Im Gespräch mit Kranken muss unterschieden werden zwischen etwas verstehen und jemanden verstehen. Denn in theologischer Perspektive erfasst das medizinische Handeln nicht die letzte Bestimmung des Menschen, sondern die vorletzte. Das medizinische Handeln ist so wie jenes der seelsorgerlich Tätigen ein Befähigungshandeln für Menschen und nicht das Herstellen ihrer Bestimmung.

Im letzten Abschnitt (S. 216-244) beschreibt der Autor Gesundheit aus theologischer Sicht. Er ersetzt die theologischen Begriffe Heil und Heilung mit Gesundheit vor und für Gott. Die Erläuterungen dazu stellt er unter den verallgemeinerbaren Begriff der ‹Gesundheitstranszendenz› (S. 217). Die Betonung liegt darauf, dass gelingendes Leben etwas anderes ist als Gesundheit, weil der Mensch auf etwas ausgerichtet ist, was er noch nicht ist.

Die Frage, ob Glaube gesund macht, beantwortet der Autor im theologischen Horizont. Er relativiert die Frage nach der Funktion des Glaubens und sieht die entscheiden-

de Hilfe im Potenzial des Glaubens als Lebensorientierung und als «kreative Um-orientierung» (S. 231) bei Einschränkungen und Verlusterfahrungen. Gelingendes Leben ist folglich keine Funktion von Glaube, sondern geschieht dort, wo Gott Gott ist. Dort entsteht die Kraft, mit Unvollendetem und Fragmentarischem leben zu können. Theologische Ethik muss sich stark machen, um die letzte Bestimmung des Menschen offen zu halten, das Wollen und das Dürfen.

Das Büchlein im Taschenbuchformat enthält eine riesige Fülle von Fakten, Erwägungen und Vorschlägen für ein Gesundheitskonzept, das theologisch verantwortet ist und zugleich diskursfähig mit anderen Disziplinen, namentlich der Medizin. Weil das vorgeschlagene Modell keine fertige Antwort sein will, wird es die transdisziplinäre Arbeit anregen. Die klare theologische Positionierung ist dabei wichtig, erschliesst sich doch in der Medizin unter dem Stichwort «Spiritual Care» ein Feld, in dem Religion und Glaube zuerst als Funktion eines Menschen gesehen werden. Mit seinem Eintreten für einen Gesundheitsbegriff als Bewältigungsfähigkeit von Kontingenzerfahrungen hat Rieger ein Buch geschrieben, das das Bewusstsein für die Grenzen und Chancen medizinischen, pflegerischen und seelsorgerlichen Handelns schärft.

Christa Gäbler-Kaindl, Riehen

Birgit Heller/Andreas Heller, **Spiritualität und Spiritual Care.** Orientierungen und Impulse. Mit einem Geleitwort von Allan Kellehear, Hans Huber, Bern 2014.

264 S., ISBN 978-3-456-85352-9, € 29.95, CHF 39.90.

In neun lose aneinandergereihten Beiträgen greifen die Autoren aktuelle Fragen auf, die sich in Praxis und Theorie stellen, wenn in Gesundheitsberufen die religiös-spirituelle Dimension der Arbeit beachtet wird.

Zu Beginn wird in einem vom Ehepaar Heller gemeinsam verfassten Beitrag (S. 19-44) das Verhältnis von Spiritual Care zur kirchlichen – evangelischen und römisch-katholischen – Seelsorge geklärt. Gemeinsame Grundlage ist die Unverlierbarkeit menschlicher Würde als Ausgangs- und Endpunkt in der Krise von Krankheit und am Lebensende.

In ihrem ersten selbständigen Beitrag widmet sich die an der römisch-katholischen theologischen Fakultät in Wien lehrende Religionswissenschafterin Birgit Heller dem Verhältnis von Spiritualität und Religion beziehungsweise Religiosität (S. 47-68). Spiritualität ist für die Autorin Kern jeder Religiosität, und Religion ist mehr als eine Organisationsform. Phänomene moderner und postmoderner Spiritualität werden gewürdigt. Dabei wird festgehalten, dass in europäischen empirischen Untersuchungen nicht wenige Menschen sich als weder spirituell noch religiös bezeichnen. In ihrem nächsten Beitrag bezweifelt Birigit Heller die naheliegende These, Frauen seien grundsätzlich religiöser/spiritueller als Männer, weil alle pflegebezogenen Tätigkeiten Frauendomänen sind (S. 117-136). Sie beschreibt die Rolle der Frauen als *caregivers* quer durch die Kulturen und benennt Kennzeichen einer femininen Religiosität. In einem weiteren

Beitrag setzt sich die Religionswissenschafterin, ebenfalls kritisch, mit Belegen einer besonderen Affinität alter Menschen zur spirituellen Dimension auseinander (S. 139-158). Sie kommt zu dem Schluss, dass Spiritualität keine spezifische Aufgabe des Alters sei, weil sich Sinn nicht erst am Ende des Lebens erzeugen lässt. Der Wandel in der Medizin im Umgang mit Gesundheit und Krankheit wird in einem kürzeren Beitrag skizziert (S. 161-173), in dem ein neues Verständnis von Heilung als Reise zum Kern der eigenen Existenz entwickelt wird. Ein letzter Beitrag (S. 205-233) stellt ausführlich Jenseitsvorstellungen in verschiedenen Kulturen vor. Dem von Soziologen behaupteten Verdunsten des Jenseitsglaubens in modernen europäischen Gesellschaften stimmt Birgit Heller angesichts der Vielfalt von möglichen Jenseitsvorstellungen nicht zu.

Andreas Heller, Leiter des Instituts für Palliative Care und Organisationsethik in Wien, beleuchtet in seinen Beiträgen Spiritualität in der Christlichen Krankenhausseelsorge (S. 74-92), in der Hospizbewegung (S. 95-114) und in der Wahrnehmung von Schmerz und Leiden (S. 177-201). Er erkennt Dilemmata zwischen Seelsorge, Kirche und Spiritual Care im Krankenhaus und sieht mögliche Überforderungen der handelnden Personen. Seine Analyse führt zu einem Katalog von offenen Fragen. Im Beitrag zu Geschichte und Perspektiven der Hospizarbeit werden Gefahren der Instrumentalisierung von Spiritualität benannt. Zuletzt stellt Andreas Heller unterschiedliche Weisen des Umgangs mit Schmerz und Leid dar. Er fordert dazu auf, einen ausschliesslich organischen Umgang mit Schmerzen und Trauer aufzugeben.

Der facettenreiche Band spiegelt die Komplexität des Phänomens Spiritualität und der Aufgaben von Spiritual Care. Die Autoren zeigen überzeugend, dass angesichts des steigenden Bedürfnisses nach ganzheitlichen Ansätzen in der Medizin und Pflege, vor allem bei schwerer Krankheit und am Ende des Lebens, klassische Berufsgrenzen durchlässig werden und neue Organisationsformen in Krankenhäusern sowie in Alters- und Pflegeheimen erforderlich sind. Ihre kritische Distanz zur Überzeugung, Spiritualität und Spiritual Care seien ein sicherer Weg zu Heilungserfolgen und zu einem guten Sterben, beweist Realitätssinn und Erfahrung. Die Beiträge nehmen Umfragen ernst, in denen Menschen die spirituelle Dimension ablehnen, und vermitteln fundiertes Wissen zu Spiritualität. Sie schreiben zurecht Theologie und Kirche eine tragende Rolle zu, weil diese den Gaben- und Geschenkcharakter von Spiritualität betonen und die spirituelle Dimension vor Instrumentalisierung und Funktionalisierung schützen.

Die flüssig geschriebenen Beiträge bringen neue Impulse in die gegenwärtig laufende Diskussion um die Unschärfe des Begriffs Spiritualität und die Ziele von Spiritual Care. Die Autoren wirken der Tendenz zur Verflachung von Religion entgegen und stellen weiterführende Fragen zur Kompetenz von Spiritual Care. Die ausführliche Literaturliste, Angaben von Internetquellen, das Sachwortverzeichnis und die Liste von Büchern aus verwandten Sachgebieten (S. 237-261) machen den übersichtlich gestalteten Band zu einem hilfreichen Lehrbuch für die Berufsfelder von Seelsorge, Pflege und Medizin.

Christa Gäbler-Kaindl, Riehen